

(Nachdruck verboten.)

8) Clementine Holm.

Eine Frauenstudie von Gabriele Reuter.

Gretchen war gehorsam. Als sie das Zimmer verlassen hatte, fiel Frau Holm ihrem Sohn mit stürmischer Leidenschaft um den Hals und rief: „Du hattest ja keinen Blick mehr für mich und ich habe gehungert in Sehnsucht nach Dir, zehn lange Jahre . . .“

Der Schrei ging wie ein Messer durch Ottokars Herz. Aber es ist nicht angenehm, Messerstiche zu fühlen, deshalb suchte Ottokar seine Mutter zu beschwichtigen und sagte ruhig, indem er sie zum Divan führte: „Man muß doch gegen die von der Frau Mama erwählte zukünftige Gemahlin höflich sein. . . — Aber sag' mal, Mütterchen, wo hast Du eigentlich dies excentrische Prinzgeßel aufgegabelt?“

„Ach, excentrisch — das gute Gretchen? Ich habe Mühe genug gehabt, ihre philisterhaften Anschauungen zu überwinden und sie aus dem alltäglichen Gänsschen zu einer Frau heranzubilden, die meines Sohnes würdig ist.“

„So — so! Du hast dies Erziehungswerk an ihr vollbracht.“ sagte Ottokar nachdenklich, indem er sich eine Cigarre anzündete. „Nun — da brauchen wir ja noch nicht zu verzweifeln. Aber Du bist ganz blaß geworden, Mütterchen, die Erregungen dieses Abends sind doch etwas zu viel für Dich geworden, Du mußt schlafen gehen.“

„Wie kam ich schlafen.“ sagte Frau Holm mit erstarrter Stimme. „wenn ich sehe, daß meine Pläne für Dich mißglückt sind, daß Gretchen Dir nicht gefällt.“

„Morgen ist noch ein Tag, an dem wir weiter über die Sache reden können.“ antwortete Ottokar in einer bestimmten Weise, die für den Augenblick das Gespräch definitiv abschloß.

— Beim Frühstück am nächsten Morgen trug Gretchen die dunklen Hösche in einem Kranz um das Haupt gewunden, das lose Gewand war von einem weißen Schürzchen zusammengehalten. Ottokar klatschte in die Hände und rief: „Bravo! Das lasse ich mir schon cher gefallen.“

„Zandest Du sie nicht entzückend in dem Kleide, das sie gestern trug?“ fragte seine Mutter verlekt.

„Scheußlich!“ antwortete Ottokar ruhig. „Ich wäre am liebsten gleich wieder abgereist.“

„Ottokar!“

„Wahrhaftig — ich bekam einen Todeserschrecken und habe alle meine Selbstbeherrschung nötig gehabt, um Dir den ersten Abend nicht zu verderben. Selten habe ich eine solche Herzenzerleichterung gespürt als in dem Augenblick, wo Du mir gestandest, daß Fräulein Gretchen sich nur auf Deinen Wunsch so hergerichtet habe.“

„Aber Ottokar!“ rief Frau Clementine empört. „Du willst doch nicht etwa, daß Deine Frau sich kleiden soll wie ein Ladenmädchen.“

„Nein, nicht wie ein Ladenmädchen, aber wie eine Dame.“

„Und findest Du, daß Deine Mutter sich nicht kleidet wie eine Dame?“

Er warf einen Blick über sie hin.

„Ach Mutter.“ sagte er und seufzte. Er dachte an seine Kindheit und wie die Jungen in der kleinen deutschen Stadt ihn gehöhnt und gesoppt hatten wegen seiner langen Locken und seiner blauen Sammetpumpföschen. Und wie er die Sammetkoslüme verabscheut hatte und seine Mutter dazu. . . Vielleicht war es einer der Gründe, um derentwillen er ihr in den zehn Jahren nicht geschrieben. . . Das Herz hat heimliche Falten, wohin sich alle Kinderschmerzen vertriehen und lange leben bleiben.

Jedenfalls war Ottokar jetzt ein Mann, der seinen Geschmack und seinen Willen ohne besondere Erregung durchsetzte. Er nahm einfach einen Wagen, fuhr mit seiner Braut in ein großes Ausstattungsgeschäft — eine Märchenprinzessin trat hinein, eine fein taillierte junge Pariser Moutaine trat heraus. Gretchens glückliches Gesicht bei dieser neuen Metamorphose bernigte ihn sehr und schmeichelte auch ein wenig seiner Eitelkeit.

Frau Clementines Mienen waren nicht ganz so befriedigt als die des jungen Paares, während es sich vor ihr zeigte.

„Siehst Du, Mütterchen, so kommt Gretchens reizende Figur zur Geltung.“

„Ihr schönes Haar soll niemand sehen als Du, ihre Figur willst Du zur Geltung bringen. . . Das finde ich eine unedelicate Auffassung.“ sagte Frau Holm kalt.

„Sie ist doch die allgemeine.“ sagte ihr Sohn freundlich beschwichtigend.

Wenn Du Dich nach der Allgemeinheit richtest. . .“

„Gewiß, sie hat meistens Recht.“

„So sagen alle alltäglichen Menschen.“

„Ich will auch weiter nichts sein als ein alltäglicher Mensch.“

„Wenn Du mir das werden wolltest, hättest Du nicht auf und davon und zur See zu gehen brauchen. . .“

„Mutter, erinnere mich nicht an den wahnsinnigen Streich. Ich habe ihn so bitter gebüßt, daß ich dadurch von allen Extravaganzen gründlich geheilt bin. Aber Du machst ein so ernsthaftes Gesicht — hättest Du lieber gesehen, ich wäre als ein romantischer Vagabund zu Dir zurückgekehrt?“

Frau Holm schwieg und verließ das Zimmer. Dieser Sohn, an dem es so gar nichts zu beschützen, zu pflegen, zu beeinflussen gab, der so wohlgenährt, stattlich und in sich gefestigt vor ihr stand, was sollte sie mit ihm anfangen?

Zu ihr erhob sich ein rebellischer Trotz. Seit vielen Jahren war sie es gewöhnt, immer und überall die Gebende zu sein und die mit etwas Geräusch und Thätigkeit Gebende.

Hier sollte sie nun mit einem Male stille sitzen und nichts thun als lieben? Lieben — und sich mit den spärlichen Ueberresten begnügen, die von seinem Gefühle und seinem Interesse für sie abbröckelten? . . . Der Löwenanteil fiel ja Gretchen in den Schoß. Ihr, die ihn friedlich hinnahm, die nicht wie Frau Holm sich, seit man ihr das zehnjährige Kind vom Herzen gerissen, in Sehnsucht verzehrte, in einer Sehnsucht, die schließlich wurde wie ein verschwiegener, heimlicher Wahnsinn.

Ihre Seele schrie nach all den Küßen, den Zärtlichkeiten, der Liebe, die ihr vorenthalten worden war und die nun dieses junge Ding in Empfang nahm.

Ja, sie hatte schenken, königlich spenden wollen. Aber sie hatte auch eine heiße und stürmische Umgebung von beiden Seiten dafür in Empfang nehmen wollen.

Und nun . . .

Ueber diesem quälenden Schmerz wollte sie nicht bemerken, wie das arme Gretchen, welches Ottokar täglich versicherte, wie froh sie sei, nicht mehr zum Staunen der Leute herumgehen zu müssen, sich zugleich bemühte, ihrer Schwiegermutter zu beweisen, daß sie auch unter einem Pariser Storfet ihr dankbares Herz bewahrt habe. Frau Holm schenkte die zarten töchterlichen Liebkosungen durch eiserne Schweigsamkeit von sich. Und Gretchen weinte sich an Ottokars Brust aus über den Zwiespalt, in den ihr Gefühl geriet, und er tröstete sie, wie ein verständiger, nüchtern Mann tröstet, und das verband die beiden noch viel inniger.

Zu Frau Clementine aber tobte und raste die Eifersucht. Sie wurde förmlich zu einer physischen Qual. Gretchens Gegenwart wurde der unglücklichen Frau unerträglich. Schon deren Schritt, ihre Stimme regte sie auf, kränkte sie, erboste sie.

Ueberraschte sie das junge Pärchen, wie es sich schmäbelte, oder bemerkte sie, wie Ottokar leise die Hand seiner Braut faßte, so kam eine blinde Wut des Hasses gegen das Mädchen über sie.

Und sie vergiftete den beiden alle Tage und Stunden mit boshaften Reden, mit kaltem Schweigen, mit rotgeweinten Augen und einem schlaffen, matten Märtyrergesicht.

Zwischen diesen Seelenerschütterungen aber förderte sie mit aller Energie ihren Plan, dem Sohn eine Lebensstellung in ihrer Nähe zu verschaffen. Gleich nach seiner Ankunft hatte sie ihm ihre Ansichten und Hoffnungen mitgeteilt. Ottokar antwortete ihr zwar, er sei mit seiner jetzigen Anstellung in ganzen zufrieden. Aber wenn sie es wirklich erreiche, ihn als Administrator vicetöniglicher Besitzungen zu placieren, so würde er sich das schon gefallen lassen. Denn seine Gesundheit würde am Ende ein Leben in den Tropen auf die Dauer nicht vertragen.

Frau Holm veranstaltete nun zur Feier von ihres Sohnes Heimkehr ein großes Fest. Sie lud die alten Freunde ihres Gatten dazu ein, und eine Menge Leute, von denen sie glaubte, daß sie ihr zu ihrem Ziele verhelfen könnten. Die

ganze Schar ihrer Protégés wurde aufgeboten; denn es sollte etwas ganz Originelles werden, mit Musik, Aufzügen, lebenden Bildern und Tänzen, so wie es die Alexandriner Gesellschaft noch niemals gesehen hatte. Die Vorbereitungen waren für Frau Holm dasselbe, was für einen Dichter die Proben zur Premiere seines Lebenswerkes sind. Sie strahlte vor Glück. Man hörte ihre tiefe, klangvolle Stimme durch alle Räume tönen, über allem Schwaben und Lachen der jungen Welt, mit der sie unging wie mit Marionetten, die sie an Fäden lenkte. Für Ottokar hingegen gestalteten sich die Vorbereitungsstage nicht sehr gemüthlich. Seine Braut entwirrte ihm alle Augenblicke, um Spitzenrosetten an verzwickte Sammtspenzer zu nähen, aus Fenster-Mouleaux griechische Gewänder herzustellen und Guirlanden von Papierrosen über den Thüren zu befestigen. Aber Frau Holm bemerkte in ihrem Eifer Ottokars Verstimmung gar nicht. Alles geschah ja doch für ihn! Sie lebte wieder in ihrem Traumlande, wo die Papierrosen zu duftenden Wunderblüten wurden, wo die ein wenig lächerlichen und thörichten Neigentänze eine tiefe, feierliche Bedeutung erhielten. Im Grunde ihres Herzens war sie froh, als der festliche Abend anbrach und von den geladenen Familien fast alle sich entschuldigen ließen; da war man die Philister los und konnte unter sich vergnügt sein. Ihr Lachen klang wie das eines jungen, frohen Geschöpfes, als sie, in einem orangegelben Seidenstoff gekleidet, einen Zweig großer weißer Daturablüten wie ein Scepter in der Hand, neben ihrem Sohne saß und die in griechische Gewänder gekleideten jungen Leute tanzend und singend Blumen über sie austreuten.

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

Aus einem demnächst erscheinenden modernen Sensations-Schauspiel „Vater und Sohn“ können wir Dank der Liebenswürdigkeit des Verlegers eine Scene mittheilen, die für die Aufführung im Apollo-Theater zweifellos von der Censur gestrichen werden wird, und die deshalb auf diesem Wege der Dunkelheit entrissen werden soll. Die Scene wird auch ohne Kenntniss des Zusammenhangs für sich allein verständlich sein:

Dritter Akt. Sechste Scene.

(Dämmerung. Ein vornehmes Arbeitszimmer altväterlichen Stils. Im Hintergrund der mechanische Webluh der Zeit, den der Weltgeist unsichtbar und leise drt; man hört die Maschine erst leise quitzeln, bis sie allmählich geräuschlos arbeitet. Totenstille. In der Nähe des Fensters sitzt auf einer Fußbank, das Haupt über den Tisch vor ihm gebeugt der Reichs-greis. Es sieht aus, als ob er schläft. Wenn sich das Auge des Beschauers aber an das Zwielicht gewöhnt hat, gewahrt es ein Rettungsblatt auf dem Stuhlfleisch, das der Reichs-greis eifrig studirt. Rasch einer Weile tritt das Reichskind ein, dessen ideal gehaltenes Beinleid künstlerisch stimmungsvolle Schatten wirft.)

Der Reichs-greis (senkend): Ach! (Pause, sehnend): Oooh!

(Pause, tiefbeugt): Wenn es zu etwas gäbe! . . .

(Pause. Das Reichskind tritt leise und vorsichtig ein.)

Das Reichskind (gerührt): Er schläft — der Gute. (Wilt auf den Zehenspitzen hinaus.)

Der Reichs-greis (würdevoll): Du irrst, mein Sohn. Die Welt ist aus den Fugen, ich soll sie eintreten und kann es nicht. (Erstarrt.) Wer könnte da schlafen!

Das Reichskind (erschrocken): Du liest die Zeitung, Vater.

Bei der Dunkelheit! (Bewegt.) Du wirfst Dir die Augen ver-

derben.

Der Reichs-greis (düster): Wenn schon — was liegt daran!

Das Reichskind: Aber was ist es, was Dich so lebhaft interessiert?

Der Reichs-greis: Sieh' selbst und Du wirst mein Interesse begreifen. (Reicht ihm das Blatt.)

Das Reichskind (erstaunt): Aber das sind ja die Berichte über den Elberfelder Militärbefreiungs-Prozess!

Der Reichs-greis: Nicht wahr, das ist wichtig. Das könnte mich retten!

Das Reichskind (verständnislos): Oh! Ja! Allerdings sehr interessant. Es ist in der That ein klägliches Schauspiel, ein Zeugnis mehr von unrer Zeiten Heuchelei. Da reden diese Besessenen —

Der Reichs-greis: Ist, vorsichtig, mein Kind. Wenn uns jemand hörte . . .

Das Reichskind (mit rednerischem Eifer, wie auf den Stenographen berechnend): — reden diese Besessenen von Patriotismus, Opfermuth, Vaterlandsverteidigung, und dann lassen sie ihre Sprößlinge Pillen verschlucken, damit sie des Königs Noth entweichen. Es ist eine Schmach! —

Der Reichs-greis: Ruhig, ruhig, mein Kind! Du hast gewiß recht, aber das Interessanteste sind doch die Pillen. Welch' ein Fortschritt der Wissenschaft — Welch' Rettungsmittel — (äugend): Ach, wenn es ginge!

Das Reichskind (ängstlich): Ist Dir nicht wohl, mein Vater? Du sprichst so, hm, so — sonderbar!

Der Reichs-greis (stimmend, wie im Selbstgespräch): Die Pillen, die Pillen! . . .

Das Reichskind: Soll ich den Arzt holen . . .

Der Reichs-greis (lebhaft): Glaubst Du, daß der solche Pillen verschreiben kann, die mir heisen?

Das Reichskind (verwundert): Aber Du brauchst doch nicht mehr zu dienen — was für seltsame Einfälle — mit diesen Pillen . . .

Der Reichs-greis (aufstehend und sich in seiner ganzen Größe emporend, feierlich): Ich nicht mehr dienen! Ich nicht mehr dienen! Du redest Wahn, mein Kind. Nenne mir einen Arzt, der mir solche Pillen anfertigt und ich will ihn preisen —

Das Reichskind (beschwichtigend): Gewiß, mein Vater, Du sollst die Pillen haben. Aber einstweilen lege Dich ins Bett, Rege Dich nur nicht weiter auf. Ich eile und hole den Arzt —

Der Reichs-greis (freudig): Der solche Pillen kennt?

Das Reichskind (mit unterdrücktem Schluchzen): Ja, der die Pillen kennt; (beiseite): daß es so weit kommen mußte! Aber hoffentlich ist es nur ein Anfall, der vorübergeht.

Der Reichs-greis (zweifelnd, trüb): Und glaubst Du wirklich, daß es diese Pillen giebt —

Das Reichskind: Gewiß, gewiß — nur keine Aufregung, lieber Vater!

Der Reichs-greis (pathetisch): Pillen, die mich diesem verhaßten Dienst endlich entziehen: Pillen, die ich nur zu schäuderbrauche, um endlich untauglich für dieses Kanzleramt zu scheinen. — Tausend Hektar besten Landes will ich dem geben, der mir diese befreienden Pillen verschafft.

Das Reichskind (in froher Ueberraschung): Das meinstest Du also — ich dachte schon . . .

Der Reichs-greis: Was dachtest Du?

Das Reichskind: Nichts, mein Vater . . . (heiter). Das mit den Pillen ist wirklich ein hübscher Einfall. Aber wenn Du sie nur brauchen willst, um Dich dem Dienst zu entziehen, dann hast Du immer noch Zeit —

Der Reichs-greis (heftig): Nein, ich habe keine Zeit mehr. Ich muß fort. Ich ertrage es nicht mehr. (Wird erregt.) Sonst verliere ich ganz den Glauben an den Fortschritt der Menschheit. Allen soll ich Versprechungen machen und holdselig zulächeln. Die Habgier dieser Elemente wächst fortwährend. Der Geist ist tot und die schamlose Selbstsucht herrscht. Wo sind die Ideale meiner Jugend? Ich soll mit den Kanig und Wangenheim Fleischwucher treiben, soll dem Krupp als Zuführer dienen, soll den Dunkelmännern dieses Gezei unterschreiben, das Kunst und Wissenschaft unter „die Sittc“ stellt, sie zu Kontrollbirnen erniedrigt — soll —

Das Reichskind (stolz): Nicht zu pessimistisch, mein Vater. Ich bringe gute Vorkchaft. Es ist geplant. (Geheitsvoll). Ich habe Deinen Auftrag ausgeführt, mein Vater.

Der Reichs-greis (schnell): Um des Himmels Willen, nicht so laut! Die Wände haben Ohren. Du hast also geredet?

Das Reichskind (stolz): Glänzend sogar. Ich habe für das Licht gekämpft gegen die Finsternis. Meine Parteigenossen waren starr vor Entsetzen, und die verblüfften Geheimräte oben sahen zum Schreien kunnich aus. O, ich bin heute der populärste Mann Deutschlands — nach Heinge!

Der Reichs-greis: Bravo! (umarmt ihn in der Hüftengegend, ärklich) Du bist mein Sohn! Und Du glaubst nun, daß die Sache scheitert, die ich im Namen der verbündeten Regierungen (schandernd) verteidigte?

Das Reichskind: Ich glaube nicht nur, ich bin überzeugt (lächelnd), Du wirst eine prachtvolle Niederlage erleiden . . .

Der Reichs-greis (nunter, schmerzhaft): O, das ist schön, das ist schön. Wenn uns alles so mißlänge, dann könnte ich schließlich meines Amtes noch froh werden.

Das Reichskind: Glaube mir, es wird alles mißlingen, Du kannst darauf bauen.

Der Reichs-greis (in seinen Trübsum zurücksinkend): Nein, nein, das wär' zu schön. Und überhaupt: ich ertrage die ewige Angst nicht mehr, daß ich schließlich doch einmal eines meiner Ge- setze durchbringe.

Das Reichskind: Denke doch nicht immer das Schlimmste!

Der Reichs-greis (finster): Wer bürgt mir, daß ich niemals Erfolg haben werde! Ich ahne es, einmal wird es doch geschehen. Und dann werde ich mitschuldig sein an der absterbenden Linie der Menschheit. Alle meine ruhmvollen Niederlagen werden vergessen sein, und übrig bleiben wird der eine Sieg. Die Verantwortung will ich vor der Geschichte nicht übernehmen. Es graut mir vor der Möglichkeit eines Erfolgs. Darum muß ich fort, so schnell wie möglich. . . . (Beschwörend) Schaff mir die Pillen, mein Kind!

Das Reichskind (betwegt): Ich heuge mich Deinem Willen und Deiner Weisheit. Niemand kann in der That ganz verhindern, daß Du zufällig siegst. Der Gefahr müssen wir vorbeugen. Es ist schon das Beste: Ich will sehen, daß Du die Pillen erhältst.

Der Reichs-greis (stimmig): Dank, mein Kind. Jetzt kann ich beruhigt zu den Akademikern gehn und ihnen mein Herz aus- schütten. Danach die Pillen!

Das Reichslied: Wenn sie nun aber gewirkt haben, wie sie sollen, was wirst Du dann thun, mein Vater?

Der Reichsgreis: (mit jubelnder Stimme) Als freier Mann zur Eröffnung der Weltausstellung nach Paris reisen.

Das Reichslied (erschrocken): Aber bedenke doch, wer die Einweihungsrede halten wird — ein Socialdemokrat. Man sagt, er werde den Augenblick benutzen, um für die ganze Welt die Stimmenglocke der Revolution zu läuten. So weit darfst Du nicht gehen, Vater, Du hast nicht an den französischen Handelsminister gedacht...

Der Reichsgreis: Doch, doch! (geheimnisvoll): Gerade deshalb will ich frei werden und nach Paris gehen. (Zitternd, in zitternder Ergriffenheit): Ich — will — meinen Glauben an den Fortschritt der Menschheit wiederfinden. (Der Vorhang fällt.)

Joe.

Kleines Feuilleton.

g. Sklaven. Nach dem Dessert hob der Kommerzienrat die Tafel auf. Lachend und plandernd zerstreute sich die Gesellschaft durch die Salons. Die Herren zündeten ihre Cigaretten an. Die Damen sammelten sich in kleinen Gruppen. Einzelne nahmen die Albums vor und die Prachtwerke, die auf eleganten Pierstischen herum lagen, andre scharten sich um den Flügel, spielten und sangen. Im Erker hatte sich ein größerer Kreis um die Hausfrau gebildet. Man bewunderte die herrlichen Palmen und Topfgewächse, die hier aus prächtigen Klübeln in die Höhe stiegen, dann schlug ein junges Mädchen plötzlich einen der schweren seidenen Vorhänge zurück und sah hinaus, ein Ruf des Erstaunens kam über ihre Lippen: „Nein aber sehen Sie doch, was ist das?“

Die andern traten an ihre Seite und folgten ihrer weisenden Hand. Auf dem großen Hof, der sich zwischen der Villa und den Fabrikgebäuden hingog, hielt ein Lastwagen; ein Eisenkessel von riesigen Dimensionen lag darauf.

Die junge Dame lachte: „Nein, ist das nicht drollig? Ein richtiger Hüllenfessel. Ja wahrhaftig! Man könnte gleich ein paar Dutzend Skinder auf einmal darin braten.“

„Wozu ist denn solch Riesending?“

„Ja wozu? Ach, Herr Kommerzienrat, — hören Sie doch einen Moment... Herr Kommerzienrat!“

Der Hausherr, der eben aus dem Musikzimmer heraustrat, trat näher, ein halbes Dutzend Gesichter drängten sich um ihn.

„Wozu ist der große Kessel, da unten?“

„Liefere Sie etwa auch für die Hölle?“

„Lieferant für Satan u. Co., was?“

„Nein, aber im Ernst gesprochen, wozu ist denn das Riesending?“

Der Kommerzienrat warf einen Blick aus dem Fenster: „Der? ... Ach so! Der kommt aus einer Brauerei, soll repariert werden. — Uebrigens einschuldigen Sie, meine Damen, daß das Ding hier vorn auf dem Hof steht. Ein Fabrikeingang ist aber die Straßensteigung zu steil, — da können wir ihn nicht transportieren.“

Die junge Dame, die zuerst gesprochen, machte ein nachdenkliches Gesicht: „Wie transportieren Sie denn den überhaupt? Ist das nicht fürchterlich schwer?“

„O, gewiß, mein gnädiges Fräulein, vier Pferde reichen da kaum.“

„Aber, wenn er nun auf den Fabrikhof gebracht wird? Da haben doch so viel Pferde gar nicht Platz?“

„Da nehmen wir dann auch keine Pferde, da ziehen Menschen.“

„Menschen?“

„Wirklich Menschen — o Gott, o Gott, Menschen!“

Die Stimmen schwirrten wieder durcheinander. Der Kommerzienrat lachte: „Na ja, leicht ist es nicht, das stimmt. Wenn die Herrschaften übrigens zusehen wollen, er wird gleich hineingebraut — is mal 'n ganz interessantes Schauspiel. Sehen Sie, da kommen die Arbeiter schon.“

Die Damen drängten sich an das Fenster, auch die übrigen Gäste waren herbeigekommen, neugierig gespannte Gesichter drückten sich an die hohen glänzenden Scheiben.

Der eben noch so stille Hof hat jetzt ein völlig verändertes Bild: Das große Thor, das aus der Fabrik nach dem vorderen herrschaftlichen Teil des Grundstücks führte, war geöffnet, eine Schaar beruhter Männer in Arbeiterkleidern strömte heraus. Zwei Ketten auf den Lastwagen und waren mit einer langen Latte den Durchmesser des Riesenkessels aus. Ein andrer, der noch auf der Erde stand, nahm ihnen die Latte ab und legte sie, gleichfalls messend, quer über den offenen Thorschwel. Das Maß schien irgendwelche Differenzen zu ergeben. Der Werkmeister, der Leiter der ganzen Aktion, krante sich verlegen in den Haaren, machte dann aber plötzlich ein paar weisende Handbewegungen. Einige der Blaukittel stürzten in das Innere der Fabrik zurück, erschienen aber schon nach wenigen Minuten von neuem mit großen Hebelbäumen.

„Sie müssen die Thorschwel ausheben,“ erläuterte der Kommerzienrat.

Unten machten sich die Männer an die Arbeit. Rengend unter der schweren Last schleppten sie die großen Thüren in das Innere der Fabrik. Ein anderer Teil hatte sich unterdessen an den Last-

wagen heran gemacht. Zu zwei und zwei neben einander stehend, sahten etwa fünfzehn Mann die schwere Deichselstange, weitere zehn traten an das hintere Ende. Die Schultern stemmten sich mit allen Kräften gegen den Wagen, die am hintern Ende hatten die Arme straff angezogen und lagen mit den Körpern fast auf der Erde, auch die Vorderen mühten sich, den Wagen von der Stelle zu bringen. Ansonst! Der Koloss wich und wankte nicht. Der Werkmeister legte die hohle Hand an den Mund und rief etwas in die Fabrik hinein, eine weitere Schaar von Blaukitteln strömte heraus und gesellte sich zu denen, die am Wagen standen, ein neues Hieben, Stoßen, Schieben und Stemmen — die Damen oben im Erker schrien auf: „Er geht! Er geht!“ Mit einem jähen Ruck bewegte sich der Wagen vorwärts, hielt aber eben so plötzlich wieder an und rollte dann ein Stück zurück. Der Kommerzienrat stampfte leicht mit dem Fuß auf: „Sie sind gegen das Haus gefahren — natürlich ein Stück abgeloßen — die Döpel!“

Die Männer auf dem Hofe hatten den Wagen jetzt losgelassen. Hochaufatmend standen sie da, mit steigender Brust, völlig erschöpft. Der eine nahm ein rotes Taschentuch heraus und fuhr damit über die Stirn, ein andrer riß den blauen Kittel auf, daß seine bloße Brust sichtbar wurde. Dann nahmen sie die Arbeit von neuem auf.

Atemlos mit gespannter Neugier folgte man oben am Fenster jeder Bewegung der kochenden Männer. Eine alte Dame unterbrach zuerst die Stille: „Nein, ist das aber spannend, wie sich die Qualen müssen!“

Das Fräulein mit dem nachdenklichen Gesicht nickte: „Ja, nicht wahr? Wissen Sie, woran es erinnert? An ein Bild in dem Prachtwerk über Aegypten, „Sklaven beim Pyramidenbau“. Da schleppen sie auch eine riesige Last; und oben auf seines Schlosses Dach steht der Pharao und läßt sich Lust zufächeln und sieht ihnen zu: „Schauen Sie, heute sind wir Pharaos und die da unten die — Sklaven.“

„Hübsch gesagt — Fräulein Lucia ist immer geistreich — Sklaven — Pharaos und die Sklaven, wundervoll —“ allgemeiner Beifall erhob sich. In selben Augenblick erschienen die Diener und präsentierten den Mokka in silbernen Tassen. Lachend und plandernd zerstreute sich die Gesellschaft wieder in die Salons. Die seidenen Vorhänge der Erkerfenster fielen zu, über den leeren Hof klang nur noch das Klackern der — Sklaven. —

— Amerikanischer Kaviar. Zur Zeit werden in Amerika im Jahr etwa 600 000 Pfund Kaviar, den Störfang im frischen Wasser und im Ocean zusammen gerechnet, in den Handel gebracht; aber noch vor vier Jahren war der Ertrag um ein Drittel größer. Während der beiden letzten Jahre war der Fischfang im Gewichte sehr unbefriedigend und das Kaviar-Angebot daher nur knapp. Die russische Hausenfisherei hat gleich stille Erfolge gemacht, deshalb ist das Angebot an europäischem Kaviar in Amerika während der letzten drei Jahre hinter regelrechtem Ertrage um nahezu zwei Drittel zurückgeblieben. Der in Blechdosen mit den Aufschriften von Hamburger Firmen in den Handel kommende kleinformatige, angeblich russische Kaviar ist amerikanischen Ursprungs, kommt dem russischen an Güte durchaus nicht gleich. Er stammt aus dem Störfang an der Florida-Küste in den Aufangsmonaten des Jahres, wenn der Stör von Süden seine Wanderung längs der atlantischen Küste nach dem Norden antritt. Der Roggen des dann an der Küste von Florida und Georgia gefangenen Störs ist noch unentwickelt, klein und schwarz. Dieser Kaviar kann mit Vorteil nicht ausgeführt werden und wird daher für den heimischen Bedarf verwendet, unberechtigter Weise als angeblich von Hamburger Firmen in den Handel gebrachter russischer Kaviar. Der beste amerikanische ist der sogenannte Lake (See-) Kaviar, das Erzeugnis des Störfangs auf den großen Binnenseen, doch auch dieser kommt nicht an Güte dem russischen Kaviar gleich. Die nächstbeste Sorte stammt von der mittelatlantischen Küste, der sogenannten Delaware-Vai-Kaviar. Da nur die besten Sorten ausgeführt werden so wird von diesem bei weitem der größte Teil verschifft, hauptsächlich nach Hamburg, von wo aus der amerikanische als „echt russischer“ Kaviar in den Handel gebracht wird. —

Musik.

Man spricht oft von der Tragik, die dem Leben und Schaffen eines jeden großen Künstlers innewohnt. Sie ist gar mannigfaltig; ein großes Stück von ihr bilden die äußeren Sorgen um das Verhältniß des Künstlers und seiner Werke zum irdischen Dasein und zur Gunst der Mitlebenden. Allein tiefer sitzt wohl die Sorge um die Gestaltung dessen, was dem Künstler seine inneren Phantasiebilder zeigen, in der Welt der äußeren Mittel, durch die er jene inneren Vorbilder zur Darstellung auch für Andere bringen will. Was da auf dem Weg vom inneren zum sinnlichen Auge, vom inneren zum sinnlichen Ohr, von der schaffenden Phantasie zur ausgestaltenden Hand, zum „harten Marmor“, zum Stoff der wirklichen Dinge verloren geht, ist auch nur, wider die ursprünglichen Absichten des Künstlers, sich verändert, das weiß, oder fühlt, wenn es überhaupt dazu kommt, er selber allein; Andere können den Abstand zwischen dem fertigen Werk und seiner Wiedergabe in einer ungenügenden Reproduktion erkennen — jeuen tieferen Abstand zwischen Urbild und Ausgestaltung vermögen sie höchstens zu ahnen. Eine solche Ahnung drängte sich mir kaum jemals so stark auf, wie da ich vorgestern Beethovens „Missa solennis“ in der Aufführung durch den Sternschen Gesangverein hörte. Der Komponist hat es sein „größtes und gelingstes Werk“ genannt, und thatsächlich

ist und bleibt es wohl eines der gewaltigsten Werke aller Zeiten. Allein es auch eines der gewaltigsten Werke zu nennen: zu diesem Wagnis einer Beethoven-Rekerei wird man sich in unsern sonst an ästhetischen Rekereien reichen Zeit trotz aller Popularität Beethovens doch noch entschließen können. Wie da der Komponist in die alten, so ganz auf eine Allgemeingültigkeit der Besontheit angelegten Formen der katholischen Messe einen davon weit verschiedenen Inhalt hineingezwungen hat — den der vielseitig ausgreifenden individuellen Gefühlswärme; wie er die Singstimmen auf weite Strecken so recht wider ihr naturgemäßes Vermögen transponiert hat; und wie er schließlich, ähnlich dem bald emporstürmenden, bald in Gewöhnliches zurückfallenden Charakter seiner 9. Sinfonie, doch wieder manches konventionelle bringt: das konnte den darauf Abtenden geradezu traurig stimmen. Und wenn man bei der öffentlichen Hauptprobe jenes Konzerts, die ich hörte, das abzieht, was in der gestrigen Aufführung reifer als vorgestern gelungen sein dürfte, so scheint uns doch noch ein beträchtlicher Abstand übrig zu bleiben bis zu der Klangvollendung, Gestaltungsdeutlichkeit und Stärkeverteilung, die nötig wäre, um dieser Fülle von Schwierigkeiten — zwischen dem hartnäckig wiederkehrenden hohen b und tiefsten Figuren des Basses — den Eindruck des Ringens mit dem Stofflichen zu benehmen.

Wie anders, als uns an dem Abend desselben Tags eine Aufführung von Beethovens „Fidelio“ mit einem Doppelgastspiel ins Theater des Westens rief! Auch diese Oper, dieser Verkünder der Gattentrennung, wird voraussichtlich alle Menschenzeit überdauern. In ihr hat Beethoven lange nicht so wie in der „Meute“, und in der „Messe“ ein Ringen seiner eigensten und eigensinnigsten Kräfte mit widerstrebenden Stoffen, Formen und Konventionen versucht (trotz mancher Zumatung an den Gesang), hat sogar, namentlich in den Chören, den alten Operngebäuden manches allzusehr zu Liebe gethan. Allein es gilt wieder einmal den Sieg eines echten Dramas, eines wenigstens an den entscheidenden Punkten vollendeten Zusammenwirkens der redenden Künste und nicht minder ein Zusammentreffen von Wollen und Können, von Schaffensplan und Schaffensmitteln. Die Aufführung gab der Frau Greeff-Andriehsen vom Stadttheater in Frankfurt a. M. Gelegenheit, sich vor allem als eine tüchtige dramatische Künstlerin zu zeigen. Zwar merkt man ihr an, daß sie ihrem ruhigen Temperament den tiefinnerlichen Charakter der „Leonore“ erst abzwängen muß, und sie verfügt namentlich mimisch nicht eben über einen großen Reichtum von Ausdrucksformen; allein sie beherrscht diese mit einer eindrucksvollen Sicherheit und spielte an den Wendepunkten des Stücks mit überzeugender Kraft. Ihre Stimme ist nicht glänzend, nicht groß und in der Höhe weniger voll und rund als in der Tiefe, doch im ganzen gut gestaltet, von einer gerade für diese Rolle passenden Plastik des Tons und von echt dramatischer Sonorität. Anders Herr Rothmühl als Florestan: ein Klangschöner, auch in der Höhe mild ansprechender Tenor und ein Spielkünstler, dem die innere Bewegtheit und speziell die pathologische Umrise des gequälten Gesangenen bei allen Muskeln herauskommt. Die übrigen Leistungen litten unter dem Mangel individuell bedeutender Kräfte an diesem Theater, obgleich das Gesamtspiel recht solid war; doch auch das Orchester ließ, zumal in der schaurig schönen Einleitung zum zweiten Akt, den Abstand zu dem, was man in Berlin verlangen kann, sehr merklich fühlen.

Ein Mittel wird kaum je verfangen, wenn es gilt, uns über den Gegensatz zwischen den Absichten eines Künstlers und dem Eindruck seines fertigen Werks hinauszuhelfen: das virtuose Spiel mit dem Mittel. Das hat uns auch den, sonst nicht mehr nennenswerten „Don Juan“ von Richard Strauß im neulichen Sinfonie-Konzert interessant gemacht, mag man sich auch statt des ihm zu Grunde liegenden Programmtextes weiß Gott was andres vorstellen. — sz.

Völkerverkunde.

— Neue Beobachtungen über die Zusammen-
setzung und Vereitung des Curaregifts hat nach
einem Bericht des „Globe“ Gaillard veröffentlicht. Er hat die-
selben bei den Guahibos und Piarcos gemacht, die etwa 900 Kilo-
meter oberhalb Ciudad-Bolivar, am Orinoko, in einer wilden und
schwer zugänglichen Gegend als einzige Bewohner haufen. Die
Zubereitung des Gifts war das Monopol gewisser Familien, die
damit einen schrumphaften Handel mit den benachbarten Stämmen
trieben. Man unterscheidet starkes Curare, das zur Jagd auf
großes Wild verwandt wird, und schwaches Curare, das zur
Jagd von Vögeln und kleinen Säugetieren benutzt wird.
Gaillard fand in dieser Gegend nun sehr häufig Strychnos
Gibleri Blanchon, eine Pflanze, die 10 bis 12 Meter Höhe erreichen
kann. In den Blattwinkeln einiger Blätter derselben bemerkt man
kurze, verdickte und verholzte Knollen, eine Art modifizierter Zweige.
Diese Strychnosart wird zur Vereitung des schwachen Curare benutzt.
Die Frucht enthält ein weißliches Mark von süßem Geschmack,
welches die Eingebornen anstandslos essen, nachdem sie die darin
stehenden Kerne entfernt haben. Zur Herstellung des Curare benutzen
die Indianer die Rinde von Zweigen, welche sie abtragen, so lange
dieselben frisch sind. Sie kochen sie daraus mit Wasser in großen irdenen
Gefäßen und fügen die Blätter einer Kroides hinzu, die in derselben
Gegend wächst und die sie „picanon“ nennen. Die so erhaltene

Flüssigkeit wird durch einen groben Stoff filtriert, den man
aus dem Bast von Lecythis coriacea, von den Indianern „marina“
genannt, gewinnt. Dann wird der Saft auf gelindem Feuer in
flachen, großen Röpfen, die eine große Verdampfungsfläche bieten,
eingedickt. Wenn der Saft die Dicke von Syrup erreicht hat, wird
er in kleine Flaschenküfisse gefüllt, die mit Holzpflöcken oder einem
Faserbündel der Morichepalme verschlossen werden. Auf ihren
Wanderungen tragen die Indianer diese Flaschenküfisse an einer
Schur an Hüftgürtel befestigt, der ihren Guayuco oder Lenden-
schurz aus Bast oder Zeug festhält. Das starke Curare wird aus
einer höher wachsenden Strychnosart bereitet, welcher die verholzten
Knollen in den Blattwinkeln fehlen. —

Archäologisches.

c. Das älteste Bauwerk Afiens. In der Pariser „Académie
des inscriptions“ machte Henzy interessante Mitteilungen über das
älteste asiatische Bauwerk, das bis jetzt bekannt ist. Es ist bei den
Ausgrabungen in Chaldäa durch den französischen Gelehrten
de Sarzec entdeckt worden und befindet sich unterhalb des auch schon
sehr primitiven Bauwerks des Königs Our Kina. Unter den Resten
von Bildhauerarbeiten, welche sich in den Ruinen wie in einem
geschlossenen Zimmer fanden, war besonders ein neues Fragment
einer Art kreisförmigen Altars bemerkenswert, von dem mehrere
andre mit Bildhauerarbeiten geschmückte Bruchstücke schon
vorher in dem umliegenden Gebiet gesammelt worden waren.
Henzy läßt es sich angelegen sein, das ganze Denkmal durch Abgüsse
wieder herzustellen. Man sieht eine sehr naive Darstellung, die
eine Bekehrung zum Gegenstande zu haben scheint. Ein König, der
den gekrönten Stab, die Waffe oder das Szepter der frühesten
Zeiten, hält, reicht einem jüngeren, auf seine Knie gestützten Krieger
ein Diadem. Die beiden Auführer haben jeder eine Reihe von
Leuten im Gefolge, die einen sind mit rasierem Kopf, die andern
mit geristem Haupt und Barthaar dargestellt; aber alle zeigen ein
ganz charakteristisches asiatisches Profil. Der Altar war in vertikaler
Richtung von zwei großen Löchern durchbohrt, die zweifellos der
Bestimmung dienten, Massen von Waffen und Aexten, die infolge
von Gelübden dargebracht waren und als ein Symbol der Macht
der Götter galten, aufgerichtet zu halten. Dieses kreisrunde Basrelief
ist die erste figurliche Darstellung aus der Geschichte, die man in
Afiens auführen kann. —

Humoristisches.

— Höflicher Abschied. „... Also, adieu, Frau Nachbarin,
— und sind S' halt so gut und bleiben S' recht gesund!“ —
— Ein „ahnungsvoller Engel“. Meier (welcher
seinem Freund Müller 50 M. gemippt hat): „Aber, lieber Freund,
was macht Dich plötzlich so weich?“
Müller: „Ach Gott, mir ist so, als ob ich Dich nicht
mehr seh'n solltet!“ —
— Notwehr. „... Ich dachte immer, Du könntest den
Huber nicht leiden, und nun hast Du gar Schmollis mit ihm
getrunken!“
„Ja weißt Du, der Kerl wurde allweil zutränlicher und frecher,
und um mich besser wehren zu können, hab' ich lieber gleich Brüder-
schaft mit ihm gemacht!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Agnes Corna beginnt ihr Gastspiel im Lessing-
Theater am 4. April mit „Kora“. —
— Sophocles' „Antigone“ wird am nächsten Mittwoch,
nachmittags 2½ Uhr, durch den „Ademischen Verein für Kunst und
Litteratur“ im Lessing-Theater zur Aufführung gebracht. —
— Als Kandidaten für die Nachfolge Prof. Wummers in der
Leitung der Singakademie werden Prof. Reimann-Berlin,
Spengel-Hamburg und Generalmusikdirektor Frey Steinbach-
Meiningen genannt. —
— In der Wiener Hofoper wurde Tschakowsky's
lyrische Oper „Jolanthe“ mit lebhaftem Erfolg aufgeführt. —
— Nikolans Dumba, der eifrige Förderer der Wiener
Kunst, ist auf einer Reise nach Budapest plötzlich gestorben. Er
hat als Erster Makart und Tikaner größere Aufträge gegeben
und eine Reihe junger Künstler unterstützt. —
— Die Penionsanstalt deutscher Journalisten
und Schriftsteller veröffentlicht soeben einen Auszug aus dem
Jahresbericht für 1899. Das verfloffene Geschäftsjahr gestaltete sich
sehr ärmlich und schloß mit einem Ueberschuß von 18700 Mark ab.
Das Vereinsvermögen ist inzwischen auf 500 000 Mark angewachsen. —
— Die größte amerikanische Bierbrauerei ist schon seit
längerer Zeit die von Anheuser-Busch in Saint-Louis in
Missouri. Daneben nimmt in Chicago und Milwaukee, das
fast ausschließlich von Deutschen bewohnt wird, die Bierindustrie ge-
waltigen Aufschwung. Die Zahl der Brauereien in Chicago ist,
nach einem Bericht der „Illustration“, in den letzten Jahren von
22 auf 42 gestiegen, zugleich wurde dort eine Brauerakademie er-
richtet, in der außer den allgemeinen Wissenschaften Chemie, Physik
und Mathematik alles theoretisch und praktisch gelehrt wird, was auf
die Anlage, die Einrichtung und den Betrieb der Brauereien Bezug
hat, insbesondere die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der
Mikroorganismen und des Gährungsprozesses. —